

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 19 (1936)
Heft: 21

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einen Zusammenbruch einer Position nach der andern erleben, und das Volk ist geistig schon so weit gekommen, dass es den Ruf des Vaterlandes überhört und grösstenteils nach Befreiung aus dem Süden oder Norden Ausschau hält. Es geht nicht an, einen «christlichen Geist» zu materialisieren, ihn einer Kirche anzuvertrauen usw.»

Interessant ist ferner die Feststellung, dass Sonderegger der protestantischen Staatskirche ethische Schwäche vorwirft. «Die offensichtliche Schwäche der reformierten Kirchen der Schweiz begünstigt in enormer Weise das Wachstum der katholischen Kirche. Die reformierten Kirchen sind die Hüter einer liberal-bürgerlichen Moral und Weltanschauung geworden, die vor den wirtschaftlichen Problemen jämmerlich zusammengebrochen sind. Kaum dass ein paar marxistische Pfarrer vom sicheren Port ihres staatlich gesicherten Daseins heraus der Bestie Profit entgegentreten. Es ist im Gegenteil festzustellen, dass gerade die protestantischen Pfarrer der Wirtschaft als Deckung für die Unantastbarkeit ihrer Herrschaft dienen. Das einzige Positive des reformierten Pfarrercorps ist seine Nichtwählbarkeit ins Parlament, wo sie den sturen Sekretären und rechthaberischen Rechtsanwälten eine moralisierende Begleitschaft abgäben. Wenige rühmenswürdige Ausnahmen retten diesen Stand davor, mit Stündelern und andern Glaubensakrobaten zusammen zur Landplage gestempelt zu werden.»

Nach der Skizzierung der politischen Lage, der katholischen Aktion usw. geht der Verfasser dazu über, die Politik des Herrn Motta näher zu beleuchten. Er illustriert treffend die Verfassungswidrigkeit der Stellung Mottas, der seit zwei Jahrzehnten ausschliesslich katholische Aussenpolitik treibt. «Dieser Zustand ist um so gefährlicher, als die Aktionen des politischen Departements den Entschieden des Volkes sozusagen entzogen sind.» Wir verweisen nur auf die Politik, die Motta gegen jene Staaten betreibt, die mit dem Vatikan nicht in Minne leben: Spanien und Russland. Sonderegger geht in seinen Behauptungen sogar soweit, dass er Motta eine Gefahr für die schweizerische Neutralität nennt. Er kommt mit seinen Ausführungen zu dem Schlusse, dass der verfassungsmässige Departementswechsel eine Voraussetzung für den religiösen Frieden in der Schweiz sei.

«Die Politik der katholischen Aktion ist keine sichtbare, akute, sondern eine chronische, unsichtbare Gefahr unserer Demokratie. Ihr zu begegnen sind nur Einzelne in der Lage, weil die parteimässige Gegnerschaft praktisch wirkungslos ist durch tausenderlei Bindungen und Spekulationen, die zumeist um die Erhaltung des eigenen Bestandes gehen.» Eine partei-

mässige Gegnerschaft ist praktisch nicht nur wirkungslos, sondern sie wird auch gar nicht angestrebt. Der Freisinn hat seine ganze Vergangenheit vergessen und leidet heute an dem von den Katholiken geschürten «Gottlosenfimmel» und hilft damit, die einst von ihm geschaffenen Freiheiten zu begraben. Freisinnige Politiker stossen in die Fanfaren des Glaubens und bekennen sich in gehobenem Brustton zu der Zwinglikirche und vergessen, dass Zwinglianer ebensolche Ketzer sind in den Augen des militanten Katholiken, wie jene, die der Kirche überhaupt den Rücken gekehrt haben. Hier liegt eine grosse Aufgabe für die Freidenker, durch die Aufklärung von Mann zu Mann dahin zu arbeiten, dass sich die Parteien, heissen sie freisinnig oder sozialdemokratisch, allmählich aus dem katholischen Fahrwasser entfernen. Es muss mit allen Mitteln verhindert werden, dass die Freiheiten des Volkes weiter abgebaut werden. Es nützt nichts, die Faust in der Tasche zu machen, sondern nur unablässige Kleinarbeit kann verhindern, dass die Schweiz in noch grösserer Masse ein Vasallenstaat der Romkirche wird. Das österreichische Beispiel hat gezeigt, mit welchen Mitteln die Kirche arbeitet. Jeder echte Demokrat muss die Rumpolitik ablehnen und dagegen kämpfen, wenn wir nicht das gleiche Schicksal erleben sollen wie Oesterreich. Jeder freidenkende Schweizer muss, um mit René Sonderegger zu sprechen, bestrebt sein, «die wichtigsten Positionen der katholischen Aktion genau zu beobachten und sie in ihrer Stärke und Gestaltung dem Volke gegenüber zu enthüllen. Eine der stärksten und gefährlichsten Positionen ist aber die Stellung von Bundesrat Motta als Chef des eidgenössischen politischen Departementes. Der schwarze Fuhrmann, der unsern Staatswagen lenkt.» Sch.

Der Antiklerikalismus in Spanien.

Die scharfe Einstellung der revolutionären Teile des spanischen Volkes gegen den Klerikalismus, vor allem gegen die Jesuiten, bedarf einer Erklärung für uns. Die Verbindung zwischen Kirche und Krone war aus geschichtlichen Gründen in Spanien besonders eng. Das Land war vom Anfang des 8. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, oft zum weitaus grössten Teil, von mohammedanischen Arabern besetzt. Seit dem 12. Jahrhundert drangen dann die christlichen Spanier aus den von den Ungläubigen nie völlig unterworfenen Gebieten von Asturien und Navarra in langwierigen Kriegen nach Süden vor, und erst im Jahre 1492 wurde mit der Einnahme Granadas das letzte Ueberbleibsel maurischer Herr-

Feuilleton.

KONRAD DEUBLER,
der Bauern-Philosoph und Freidenker.

(Entnommen dem Werke seines Freundes Prof. Arnold Dodel-Port, Botaniker in Zürich, gestorben am 11. April 1908 daselbst.)

Wer war dieser seltsame Deubler, und wie gelangte er zu solch ungewohnter Bedeutung? — Der Mann, von dem hier die Rede ist, war ein armer Bergknappensohn, Müller, Gastwirt, Zuchthaussträfling, und später wieder freier Bürger und sogar Bürgermeister; zuletzt war er Bauer, aber ein philosophischer Bauer.

Als Knabe faltete er mit Mutter und Grossmutter gläubig die Hände. Als Jüngling ward er Zweifler, als Mann schliesslich Freigeist und Materialist. Er starb als Ungläubiger, dem Tode unverzagt und selbstbewusst ins Antlitz sehend. Sein ganzes Wesen war aus unverfälschter Natur herausgewachsen. Er liebte die blumigen Wiesen, die riesigen Felsgebirge, den harzduftenden Tannenwald, den rauschenden Waldbach.

Unter seinen Freunden zählte er Hunderte von gleichgesinnten wackern Bürgern, zahlreiche gelehrte Forscher, berühmte Dichter, Schriftsteller und Künstler, hervorragende Lehrer der Menschheit und Kunder der Naturoffenbarung.

Dieser schlichte Mann aus dem Volke, dieser Deubler, der mit seiner primitiven Schulbildung nicht einmal orthographisch zu schreiben verstand; er pries sich glücklich, ein Zeitgenosse von David Strauss, von Charles Darwin und Ernst Haeckel zu sein. Sein

grösster Stolz war die ihm gewordene Freundschaft Ludwig Feuerbachs, in dessen Lebensanschauung seine Lebensführung ruhte.

Dieser Bauern-Philosoph von Goisern hat an seinem Ort an der Entwicklung unseres Zeitgeistes mitgearbeitet. Er ist zunächst selbst ein lebendiges Beispiel und ein erfreuliches Zeugnis dafür geworden, dass auch der einfache Bürger, der «gemeine Mann» des Volkes, im Stande ist, dem Geistesflug der Gelehrten und Forscher zu folgen und gleich wie diese glücklich zu sein ohne Kirchenglauben, ohne Glaubenssätze, ohne Gott, einzig und allein glücklich in der Erkenntnis wissenschaftlicher Wahrheiten.

Er ist ein Zeuge dafür, dass der Mensch auch ohne Religion ein braver Bürger, ein tugendhaftes Mitglied der Gesellschaft, ein Wohltäter der Armen, ein treuer Freund der Bedrängten sein kann. Die Moral ist von der Religion durchaus unabhängig.

Er ist ein sprechender Zeuge geworden gegen jene alte und immer wieder noch weiter lebende Lüge, als führe der naturwissenschaftliche Materialismus zur Vertierung des Menschen; er ist ein glänzendes Exempel geworden für die Wahrheit, dass der naturwissenschaftliche Materialismus die edleren Seiten der menschlichen Natur nicht etwa verneint, sondern dieselben bejahend in den Vordergrund stellt und sie grosszieht; dass der naturwissenschaftliche Materialismus nicht etwa von dem Idealen abführt, sondern im Gegenteil naturnotwendig zu ihm hinleitet.

Dieser Mann lehrt uns, dass der naturwissenschaftliche Materialismus in der praktischen Anwendung auf das Leben zum Idealismus wird, der das Leben verschönert und es herrlicher ausgestaltet als irgend ein anderer Versuch; er lehrt uns tatsächlich.

schaft vernichtet. Die Kreuzzugs-idee gegen die «Ungläubigen» bedingte fanatisches Bekenntnis zum Christentum und massgebenden Einfluss der christlichen Geistlichkeit. Die ständige Kriegsbereitschaft setzte straffe staatliche Organisation und militärische Disziplin voraus. Die Eigenschaft des den Mauren entrissenen Landes als Missionsgebiet führte zur Furcht vor Verwischung der Glaubensgrundsätze und damit zur Ketzerjagd, Verfolgung aller Mauren, Juden und «schlechten Christen» durch die Inquisition.

Nur in diesem

Land der Soldaten und Priester

konnte der Jesuitenorden entstehen. In keinem andern hat er aber auch so unumschränkt das religiöse Leben, das Erziehungswesen und die öffentlichen Angelegenheiten beherrscht. Fürstlicher und kirchlicher Absolutismus verwuchsen so in Spanien zu einer Symbiose, einer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft. Da diese Mächte das Land auch wirtschaftlich beherrschten und dadurch wesentliche Bestandteile des Feudalismus bis in die Gegenwart retteten, blieb Spanien in der europäischen Entwicklung um Jahrhunderte zurück. So kam es, dass mit der Monarchie auch die katholische Fassade zusammenstürzte, mit dem Thron der Altar. Die im Reichtum erstarrte, mit dem Hof auf Gedeih und Verderb verbundene spanische Kirche hatte den Anschluss an das soziale Zeitalter versäumt. Ihr Hass gegen die Volksherrschaft wurde mit dem glühenden Hass der freiheitlichen Kräfte des Landes gegen sie beantwortet. Besonders gegen die Jesuiten wurde seit 1928 der heftigste Pressefeldzug geführt. Im Jahre 1932 wurden sie aus Spanien vertrieben. Es ist bezeichnend, dass die aufständischen Generäle bereits angefangen haben, die Jesuiten wieder ins Inland zurückzurufen. Siegt die politische Reaktion in Spanien, so folgt ihr die kirchliche auf dem Fuss.

Die Macht der Jesuiten in Spanien

beruhte noch auf denselben geistigen Grundlagen, die der Gründer des Ordens, Ignatius von Loyola, gegeben hat. Diese aber wurden weitgehend durch das persönliche Schicksal des Mannes bestimmt. Er war adeliger Offizier baskischer Herkunft, wurde im Alter von kaum 30 Jahren bei der Verteidigung der Festung Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 schwer verwundet, durch ungeschickte Aerzte verkrüppelt und dadurch um seine militärische Laufbahn gebracht. Während der Heilung entwickelte er sich durch fromme Bücher zum religiösen Schwärmer und beschloss, ein Streiter Christi zu werden: Strenge Bussübungen verschafften ihm den Ruf der Heiligkeit und die Unterstützung frommer Frau-

en der besseren Gesellschaft. Sie ermöglichte ihm, eine Wallfahrt ins Heilige Land und den Versuch einer Bekehrung der Ungläubigen zu unternehmen. Er scheiterte kläglich und kehrte ernüchtert nach Barcelona zurück. Zur Behebung seiner grossen Bildungslücken besuchte Loyola dann die Universitäten Alcalá, Salamanca und Paris. Hier gründete er mit einigen seiner späteren Mitarbeiter, darunter dem Ostiasienapostel Franz Xaver, eine fromme Verbindung für Krankenpflege und Mission. Sie wurde von Loyola im Jahre 1537 in eine Priestergesellschaft, das «Fähnlein Jesu» (Compañía Jesu), unter dem Oberbefehl des Papstes umgewandelt und im Jahre 1540 von dem Papste Paul III. als «Geschenk der Vorsehung» bestätigt. Der Gründer wurde zum ersten Ordensgeneral gewählt. Er starb am 31. Juli 1556 und wurde schon im Jahre 1622 heiliggesprochen.

Die Eigenschaften des Gründers des Ordens

als Soldat und Adelsprössling haben auf den Jesuitenorden bedeutsam eingewirkt. Die militärische Befehlsgewalt des Vorgesetzten und die unbedingte Gehorsamspflicht des Untergebenen sind von Loyola auf die Spitze getrieben worden. Er forderte von seinen Ordensmitgliedern «schränkenlosen Gehorsam bis zum Opfer der Ueberzeugung», also Verzicht auf den eigenen Verstand. Dadurch sicherte er seine von ihm für Kirche und Gesellschaft anerkannte hierarchische Rangordnung, die vom einfachen Ordenspriester bis zum General, von diesem zum Papst und weiter über die Heiligen bis zu Gott hinaufführte, gegen jeden Versuch einer Aenderung, sogar gegen jede Kritik. Es ist die mittelalterliche, angeblich gottgewollte Gesellschaftsordnung, die auf Klassen- und Ständeharmonie beruht, jedem Menschen innerhalb der Schranken der Geburt seinen Platz im Gesellschaftsleben anweist, den blinden Gehorsam gegenüber der einmal bestehenden Obrigkeit voraussetzt und im Grunde volks- und fortschrittsfeindlich ist. In der katholischen Kirche, die anfänglich demokratische Einrichtungen hatte, wurde die strenge kirchliche Hierarchie gerade durch den Einfluss des Jesuitenordens weitergebildet und im Laufe des 19. Jahrhunderts zur letzten Folgerichtigkeit geführt: Das Werk der Jesuiten vor allem ist das im Jahre 1870 verkündete Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Die militärische Schule Loyolas

ist auch in den geistlichen Übungen (Exerzitien) ersichtlich, die er seinen Schülern vorschreibt und auch allen Laien empfiehlt. Sie können heute noch als psychologisches Meisterwerk gelten. In gleicher Weise wenden sie sich an den Verstand, die Einbildungskraft und den Willen des Menschen und gipfeln in dem Satze, dass «dem nichts schwerfällt, der

dass der Materialismus — der vielverschiene und geschmähte — mehr wert ist als der Spiritualismus.

Daran mögen unsere Gegner lernen!

Darum sagt Dodel-Port: Den Gottesfürchtigen diene er zur Belehrung, den Freidenkern zur Erbauung.

Um das Wesen unseres Helden verstehen zu können, ist notwendig, dass wir uns die Welt ansehen, in welcher er ins Dasein trat und in welcher zu wirken und zu denken ihm beschieden ward. Deubler war oberösterreichischem Bauernblut entstammt. Heimat und Wohnsitz des Philosophen war das Salskammergeut.

In Goisern stand das Geburtshaus Deublers. Hier verlebte er, als einziges Kind seiner Eltern, die Knabenjahre; hier wuchs er zum sinnigen, feinfühlenden Naturfreund heran. Deublers Eltern waren lutherischer Konfession. Sein Vater stammte von einer Familie der im 18. Jahrhundert verfolgten oberösterreichischen Protestanten ab. Jakob Deubler wurde am 26. November 1814 geboren. Der Vater, ein Bergarbeiter, besass ein eigenes kleines Häuschen. In der Schule lernte Konrad notdürftig lesen, schreiben und rechnen.

Mit 16 Jahren verliess er sein Vaterhaus, um als Lehrlinge in die Weissenbach-Mühle einzutreten.

Deubler erzählt: In der Mühle erging es mir recht gut. Meine einzige Erholung waren auch hier die Bücher. Ich liebte aber solche, die religiösen Inhaltes waren, weit mehr als Romane. Ein alter Sägenmüller, der nicht weit von uns wohnte und eine schöne Büchersammlung besass, liess mir Stillings Schriften, die mich beinahe zum Schwärmer gemacht hätten. Ich ging alle Abende, wenn ich

Zeit hatte, zu ihm; denn mir gefiel der gute Alte und noch besser seine einzige Tochter.

Als er 17 Jahre alt war, kauften ihm seine Eltern die Brunnleitmühle bei Ischl und zogen zu ihm. Schon im Jahr 1833, im Alter von 18 Jahren, heiratete er die um ein Jahr ältere Eleonora Gamsjäger, um dem Militärdienst zu entgehen. Er nennt diese frühe Heirat einen dummen Streich, meint aber, es sei besser, die dummen Streiche in der Jugend als erst im Alter zu absolvieren.

1836 zieht Deubler mit seiner Eleonora in die Felsenmühle über Hallstatt, die er mit 39 Hofkorn-Knechten übernimmt. In dieser Zeit macht er die Bekanntschaft mit Kunstmalern, Geologen, Botanikern und fahrenden Schülern, die alle an ihm, dem lernbegierigen und stets geistreichen Manne, ihre helle Freude haben.

Im September 1837 schreibt Deubler in sein Tagebuch: «Ich stehe in der Fülle meiner Gesundheit, noch in meinem 23. Jahre, ein liebes Weib an meiner Seite — und was noch das Beste ist ... kein Kind; dagegen ein Kasten voll Bücher! — Ich fühle mich auf dem Gipfel meines Glückes! Meine Eltern sind auch noch gesund und meine Phantasie hat immer Festtage.

Wir finden hier in dem 23jährigen Deubler den Mann in seiner Drangperiode. Er ist Schwärmer, Enthusiast, immer aber ein fleisiger Denker. Oft brennt ihm seine Phantasie durch und nimmt zeitweise auch den Verstand mit. In seiner Schwärmerei versteigt sich der gemüthliche Denker bis in die von Klopstock besungenen Regionen nebelhaftester Fernen mystischer Ueppigkeit. Er ist aber ein sehr braver Ehemann, der sogar seine gute Eleonora mit sich spazieren führt, «durch zahlenloser Sonnen Glanzgewimmel».

will». Die Entwicklung dieser Eigenschaften und diese strenge Zucht hat den Jesuitenorden zu jener schlagkräftigen Truppe gemacht, die der schon halb verlorenen römischen Kirche in der Gegenreformation viele Reiche und zahllose Seelen zurückgewann.

Die adelige Abstammung Loyolas

aber hat die Jesuiten an die Seite der Machthaber, vor allem der katholischen Herrscher gestellt. Ihre gelehrte Bildung und ihr politischer Ehrgeiz trennte sie immer vom einfachen Volk. Aus diesem Grunde ist auch die Gestalt des heiligen Ignatius von Loyola trotz allen frommen Legenden und mystischen Verwicklungen, die man ihm andichtete, nie volkstümlich geworden. Die Luft der Höfe mit ihren diplomatischen Künsten, Intrigen und Möglichkeiten schleichenden Einflusses auf Hintertreppen und durch Frauengemächer hat es dem Orden Jesu von jeher angetan. An den Höfen der absoluten Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts passten sie sich allen Schwächen und Lasten der Herrschenden an. Hier lehrten sie jene lauwarmer, verführerische Jesuitenmoral, die *Amphibolie*, die berüchtigten zweideutigen Redensarten, und die *Mentalreservation*, den inneren Vorbehalt, die Kunst, mit Worten die Gedanken zu verbergen. Hier machten sie sich beliebt als milde Beichtväter, die bei der Beurteilung der Sünden dem Probabilismus huldigten, d. h. im Zweifel über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung auch der minder sicheren, nur durch Gründe der Wahrscheinlichkeit zu stützenden Meinung folgten. Hier entwickelten sie den freilich schon bei dem griechischen Philosophen Aristoteles erscheinenden Lehrsatz, dass selbst eine verbotene Handlung durch Unterschiebung einer guten Absicht gerechtfertigt wird. Hier endlich bildeten sie jene Kasuistik der Beichtspiegel aus, die das Sündenbekenntnis zu einer Quelle der Aufklärung und vielfach des Vergnügens für leichtfertige Beichtkinder und nachsichtige Besichtiger machte.

So hat der Jesuitenorden in vier Jahrhunderten sehr wenig

für das Evangelium der Armen,

sehr viel aber für die äussere Macht- und Prunkentfaltung der Kirche, vor allem des römischen Papstes, getan. Bezeichnenderweise hat er sich bei dem Versuch der Menschenbeherrschung besonders auf das Gebiet der Jugend- und Erziehung geworfen, in der richtigen Erkenntnis, dass der in der bildsamen jugendlichen Seele eingetragene Eindruck sich im späteren Leben selten mehr verwischen lässt. Der früh in «spanische Stiefel» eingeschnürte Geist verliert nämlich die Fähigkeit, sich selbständig, ohne Befehl von oben, zu regen und zu bestätigen. Dem Einfluss der Jesuiten vor allem ist es

auch zuzuschreiben, dass die katholische Kirche in den sozialen Kämpfen der Gegenwart kaum jemals auf der Seite der Unterdrückten, sondern fast immer auf jener der Unterdrücker, neuerdings auf der des Faschismus steht.

Die Gestalt eines Ignatius von Loyola, der durch die Gründung des Ordens Jesu die europäische Kulturentwicklung in einigen Ländern um Jahrhunderte aufgehalten hat, muss gerade in unseren Tagen der Wiedererweckung autoritärer Herrschaftsformen und Gründung von Männerbünden den Schriftsteller zur Darstellung reizen. Letztlich hat Ludwig Marcuse im Querido-Verlag, Amsterdam, ein umfangreiches Buch über ihn herausgebracht. Er fasst Loyola auf als den grössten europäischen Organisator, der die Religion des Trostes zu einer Religion der Weltoberung machte. Das Ziel des Ordensgründers, die Errichtung einer brüderlichen Menschengemeinschaft, gegliedert nach dem Wertgehalt des einzelnen, wird gelobt, der Weg Loyolas aber zu den Sitten, die an der Aenderung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse nicht interessiert sind, für falsch erklärt. Der Verfasser meint, man solle Loyola und das Christentum nicht jenen Leuten überlassen, die es in Verruf gebracht haben. Dabei übersieht er nur, dass auch der Jesuitenorden nicht nach den Absichten des Begründers, sondern nach seinen Früchten beurteilt werden muss. Eine dieser bitteren Früchte aber ist der gegenwärtige spanische Bürgerkrieg, dessen Furchtbarkeit jedenfalls zum Teil auf die wirtschaftliche und geistige Erstarrung als Folge einer jahrhundertlangen Jesuitenherrschaft zurückgeht.

(Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages von «Der öffentliche Dienst», Nr. 39.)

Die Nichtigkeit des Gebets.

Verliere keine Zeit durch Beten. (Ovid.)

Der vorliegende Auszug aus einem längeren Artikel des Redaktors der englischen freigeistigen Wochenschrift «The Freethinker» (56. Jahrg., Nr. 37) vom 13. Sept. 1936 ist gewiss dazu angetan, allen denen, die noch Denkkraft besitzen, die Ueberzeugung zu bringen, dass alles Beten überflüssig und erfolglos ist.

Vor neun Jahren sagte der anglikanische Bischof Barnes von Birmingham, als er in der «Temple-Church» von London gepredigt hatte, in deren Gemeinde er bloss wenige Kirchgänger vorfand, für die das christliche Dogma noch etwelche Lebenskraft besass: «Daraufhin begann ich in meinen Pre-

Jawohl, auf seiner romantisch gelegenen Hallstättermühle hatte der junge Müller alle Gelegenheit, sich in die Fernen der Sternbilder zu vertiefen. Aber aus solchen Betrachtungen ward er immer wieder rechtzeitig durch die prosaische Wirklichkeit des «irdischen» Lebens aufgeschreckt.

Als Ende März 1838 ein ungeheurer Eisklumpen auf das Dach der Mühle fiel und die Rinne und einen Teil der Radhütte zertrümmerte, schrieb er in sein Tagebuch: «Es war ein kleines Unglück, aber doch war es ein Unglück; noch ein paar solche, und ich bin ruiniert. — Nun ja, wenn auch! wenn es nur nicht durch meine eigene Liederlichkeit ist. Erniedrigen werde ich mich dennoch nicht; denn es gibt in der Welt viele Mittel, ehrlich leben zu können, und wenn keine mehr ist, so finden sich einige, nicht mehr zu leben. Wer nach eigener reiner Ueberzeugung seine Pflicht getan hat, der darf sich am Ende, wenn seine Kräfte ihn verlassen, nicht schämen, abzutreten. Denn, wenn dein Leben den Mitmenschen zur Last wird, dann ist Selbstmord Pflicht.

Ich wünsche überhaupt nicht, nach meinem Tode gnädig beurteilt zu werden, denn das Wort «Gnade» kann ich überhaupt nicht leiden: die «Gnade» verdirbt alles im Staate und in der Kirche.» Ich will keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Gnade gehört bloss für Verbrecher, denn aus Gnaden wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen, und wenn es auch ein Dutzend Evangelisten sagten. Es ist ein Widerspruch in jenem Bibelwort, man lästert die Gottheit, wenn man ihr solche Dinge aufbürden will.»

Ueber die Reiselust, die schon in dem Knaben Deubler rege war, äussert sich der Mann in seinem Tagebuch folgendermassen:

Eines der ersten Bücher, die ich von meinem Schulmeister borgte, war der Robinson Crusoe und Leonhard Eisenschmidt. Diese Bücher setzten meine Phantasie in Feuer und Flamme. Von nun an las ich nichts lieber als Reisebeschreibungen, und so wurde meine Neugier immer stärker. Wenn meine Mutter mich zum Obst- oder Leinwandhüten aufstellte, ging ich ihr oft heimlich davon, immer auf der Landstrasse fort, bis ich nach meiner Meinung zum Meere käme, wo mich ein Schiff aufnehmen sollte und wo ich so dann, von einem Sturm verschlagen, auf einer unwirtschaftlichen Insel gleich Robinson mich einrichten wollte. Oft wurde es Nacht, und ich eilte noch immer mutig vorwärts. Denn fürchten konnte ich mich nicht, da mir niemand von einem Gespenst oder sonst dergleichen Dummheiten vorgeschwatzt hatte. Leute, denen es auffiel, dass ein so kleiner Knabe noch so spät allein mit einem Stock in der Hand wie ein Handwerksbursche ernsthaft dahineilte, hielten mich auf und fragten mich, wohin ich wollte. Auf meine Antworten, dass ich nach Amerika wolle, lachten sie mich aus und brachten mich immer wieder meinen Eltern zurück. Und so waren schon in meiner frühesten Jugend kleine Reisen und Bücherlesen meine Leidenschaften, die mit mir aufwuchsen, je grösser ich wurde.»

Im Jahre 1835 unternahm er seine erste Reise nach Wien. Fünf Jahre später wandte er sich nach Grätz, Triest und Venedig. In seinem Tagebuch schildert er die Eindrücke dieser Reise, die für sein ganzes Leben nachhaltig blieben. (Fortsetzung folgt.)